

Wolfgang Berg

Geboren, um zu leben

Band 2 der gleichnamigen Trilogie

[Seite 5-20, im Taschenbuchformat]

Krieg

Wilhelmine wartete sehnsüchtig auf eine Nachricht von ihrem Mann, meinem Vater. Es war Krieg, 1943, und er war an der Ostfront stationiert. Lange hatte er sich nicht gemeldet. In seinem letzten Brief erwähnte er die Rasputiza, eine Zeit im Herbst, in der der Regen die Landschaft unpassierbar macht und der Krieg unangenehm war. Mehr hatte er nicht mitgeteilt. Besorgt fragte sich Wilhelmine: „Ist ihm in diesem fremden Land etwas zugestoßen? Und was suchen wir Deutschen überhaupt dort?“ Jeden Tag stand sie dem Briefträger gegenüber und hoffte auf ein kleines Lebenszeichen ihres Mannes. Sie wollte auf keinen Fall einen Brief von seinen Vorgesetzten erhalten. In diesen Briefen, die vielen Müttern und Frauen das Herz brachen, hieß es meist: „Er ist für Führer, Volk und Vaterland gefallen“.

Eines Tages erhielt Wilhelmine die schreckliche Nachricht, dass ihr Mann in einer Schlacht sein rechtes Bein verloren hatte und die Ärzte um sein Leben kämpften. Als sie später einen Brief von ihm aus dem Lazarett in Goslar erhielt, war sie überglücklich und äußerte den Wunsch, ihn sofort besuchen zu dürfen. Es vergingen jedoch noch vier Monate, bis er sich so weit erholt hatte, dass ein Besuch seiner Frau tatsächlich möglich war. Endlich, am 23. Februar 1944, dem Tag, an dem ihr erstgeborener Sohn vier Jahre alt wurde, wurde ihr dies gestattet. Mit diesem Tag beginnt auch die Geschichte von Julian Bört.

*

An einem trüben Novembertag des Jahres 1944 erblickte Julian das Licht der Welt. Er war kein Wunschkind, nein, Julians Existenz ist dem Zufall zu verdanken. Später wird er mit einem Lächeln im Gesicht sagen: „So hat es wohl sein sollen.“ Es herrschte Krieg und seine Eltern hatten kaum das Nötigste, um die bereits fünfköpfige Familie zu ernähren. Die drei Geschwister im Alter von zwei, vier und fünf Jahren litten zudem an Unterernährung. Und jetzt auch noch diese Geburt? Offiziell gab es keine Lebensmittel zu kaufen, an Kleidung und andere Dinge war erst recht nicht zu denken.

*

Während der letzten Kriegstage kam es in Burg zu heftigen Kämpfen zwischen russischen und deutschen Truppen. Eine Familie mit vier kleinen Kindern, darunter Julian im Kinderwagen, befand sich mittendrin auf der Flucht. Sie hatten sich in einer Scheune auf den Wiesen zwischen Werben und Burg in Sicherheit gewähnt, mussten diese vermeintliche Sicherheit jedoch verlassen, da deutsche Soldaten dort Stellung bezogen hatten und sich bald ein Feuergefecht mit den Russen lieferten.

Wilhelmine und ihr Ehemann, dem vor nicht allzu langer Zeit das rechte Bein amputiert worden war, waren gezwungen, sich unter Artilleriebeschuss durch die Wiesen zu kämpfen. Über Gräben und Fließe, die keine Brücken mehr hatten - sie waren gesprengt worden - führte ihr Weg zunächst zurück in ihr Wohnhaus. In diesem Spreewaldhaus lagen sie hinter dicken Bohlen der Außenwand, die Schutz vor Einschüssen in die Wohnräume bieten sollten. Am darauffolgenden Tag führte ihr Weg, nicht minder gefährlich, zu Günthers, einer Bekannten Wilhelmines, nach Burg Kauper.

Die Eltern werden später nicht über die schrecklichen Erlebnisse sprechen - können - es kommt ihnen nicht über die Lippen. Und die Kinder? Die haben es Gott sei Dank vergessen. Aber ein Satz von Wilhelmine, den sie in ihren Memoiren zitiert, spricht Bände: „Ich möchte es mir ersparen, über einzelne schreckliche Erlebnisse zu berichten.“

Nachkriegsjahre

Ich habe das Dritte Reich nicht bewusst erlebt, ebenso wenig den Beginn der neuen Zeit mit dem von den Russen diktierten Kommunismus. Meine ersten Erinnerungen sind mit Trebendorf verbunden, wohin meine Eltern nach dem Krieg zogen, um in der Landwirtschaft Fuß zu fassen. Rückblickend sind es nur wenige, aber dafür sehr prägende Erinnerungen.

Trebendorf hatte eine relativ einfache überörtliche Straßenanbindung sowie ein ebensolches innerörtliches Wegenetz. Der Ort selbst wies in seiner Umgebung Bauernhöfe

auf, die einen weniger vorteilhaften Eindruck machten. Er verfügte über keine wesentliche Infrastruktur, hatte aber dennoch einen gewissen Charme, der insbesondere durch das Schloss geprägt wurde. Der Schlossteich war eine willkommene Abwechslung für die Kinder, die im Sommer in einer Blechbadewanne Boot fuhren und im Winter auf dem Eis herumschlitterten. Doch Trebendorf bot nur begrenzt Möglichkeiten für weitere Freizeitaktivitäten, weshalb die Erwachsenen den Ort auch mal als „tote Hose“ bezeichneten.

Im Laufe der Zeit wurde mir bewusst, dass meine Eltern unter großen Anstrengungen gearbeitet hatten, um erfolgreich zu sein. Ich erkannte, dass ihre physische Verfassung gegen diesen selbst auferlegten Druck sprach, dass aber die Hungersnot sie dazu zwang und auch ihre Kinder. Ihnen sollte das erlebte Leid erspart bleiben, sie sollten eine bessere Zukunft haben als die Generationen vor ihnen.

In späteren Gesprächen mit Wilhelmine erkundigte ich mich nach früheren Ereignissen, insbesondere nach ihren Erinnerungen an die erste Zeit in Trebendorf, als es ihr nicht gut ging und ich den Großteil des Tages krank im Bett verbrachte. Dabei erwähnte ich, dass ich mich deutlich an ein bestimmtes Mädchen erinnere, das sich in dieser Zeit besonders um mich gekümmert hatte.

Wilhelmine erzählte: *Es war ein dunkler, feuchter Raum, in dem dein eisernes Gitterbett direkt neben der Eingangstür stand. Der ursprünglich weiße, poröse Lack des Bettgestells saugte die hohe Luftfeuchtigkeit wie ein Schwamm auf. Er verlieh dem Bettchen, in dem du ständig wie gefesselt lagst, ein gelblich-braunes Aussehen. Ohne fremde Hilfe konntest du dieses Bett nicht verlassen. Weit über dir drang spärliches Licht durch das einzige Fenster des Zimmers.*

Die Wand rings herum war schadhaft, abgefallene Putzflächen gaben die Sicht auf feuchte, rote Mauersteine frei. An der noch intakten Wand haftete dunkelgrüne, aufgeplatzte Ölfarbe. Darauf suchten sich Schwitzwasserrinnensale ihren Weg. Sie entstanden, wenn ich früh Feuer machte, durch die plötzliche Hitze der eisernen Kanone. Ich hatte diesen Ofen, bevor ich die Wohnung verließ, mit Rohbraunkohle befeuert. Dort, wo der Putz fehlte, versiegten die Wasserspuren in dem roten

Ziegelstein. An anderen Stellen hatten sie von der Decke bis zum Boden wieder freie Bahn.

Irmgard, ein Schulmädchen, hat sich nach dem Schulunterricht um dich gekümmert. Sie hat mir erzählt, dass du gern durch die Gitterstäbe des Bettchens gegriffen hast. Das war wohl eine Art Beschäftigung für dich. Dann hast du mit den Händen das Schweißwasser von der feuchten Wand aufgenommen und von deinen Händen geleckt.

Ich hatte wenig Zeit für dich, übergab die Aufgabe deiner Umsorgung deinen Brüdern. Aber die spielten lieber mit den anderen Kindern irgendwo draußen, als sich um dich Kleinen zu kümmern.

Aber Irmgard hat sich wirklich liebevoll um dich gekümmert. Es ist erstaunlich, dass du dich an sie noch erinnern kannst. Sie spielte mit dir und brachte dir sogar das Laufen bei, das du in den Wirren der Nachkriegszeit verlernt hattest. Zu Weihnachten sah die Welt bei dir schon ganz anders aus. Davon hatte ich dir ja schon erzählt.

„Ja, Mama.“

Heiligabend 1947

Im Foyer des Schlosses standen die Trebendorfer dicht gedrängt und lauschten den Worten des Pfarrers. Ich harnte neben meiner Oma aus, ersehnte den Weihnachtsmann nach der Messe. Doch meine Oma sang und betete begeistert mit dem Herrn Pfarrer um die Wette, und es schien kein Ende in Sicht. Stolz trug sie dabei ihren Rosenkranz, diese Gebetskette mit einem Kreuz und 59 Perlen, über ihrem Mantel.

Als Kind war es für mich schwierig, den Sinn der Lieder und Gebete zu verstehen. Im Laufe der Zeit wurde mir jedoch bewusst, dass das jahrhundertealte Vokabular fromme Wünsche beinhaltet, die das Wohlergehen der Kinder sowie den Frieden auf Erden zum Ziel haben. Mir wurde jedoch ebenfalls bewusst, dass diese Wünsche seit jeher unerfüllt blieben. Der Pfarrer beabsichtigte sicherlich, seinen Zuhörern durch seine Gebete Frieden zu schenken. Allerdings konnte er nicht davon ausgehen, dass seine Worte zumindest für mich und alle anderen Deutschen in meiner Lebenszeit eine Bedeutung erlangen würden.

Mit Ausnahme meines 18-monatigen Militärdienstes, in dem wir den Krieg gegen den „Klassenfeind“ probten, wurden die kleinen und großen Konflikte in Deutschland weitgehend ja friedlich ausgetragen.

Auch hier im Schloss herrschte eine unglaublich friedliche und feierliche Stimmung. Als dann „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“ angestimmt wurden, konnte ich mich nicht zurückhalten und habe mitgesungen. Die festliche Stimmung und der herzergreifende Gesang berührten mich so sehr, dass ich meine eigene Melodie anstimmte. Offensichtlich hatte ich aber nicht den richtigen Ton getroffen, denn meine Oma flüsterte mir mit einem freudigen Unterton in ihrer Stimme zu: „Julian, pst – sei leise!“

Ich nahm mir die Mahnung zu Herzen, hielt mich artig am langen Mantel meiner Oma fest und musterte die vielen Besucher. Dann erkundeten meine Blicke das Areal des Raumes und verweilten kurzzeitig an einem riesigen Elefantenkopf. Ich wusste damals nicht, dass dieser Kopf, dessen Rüssel und die Stoßzähne drohend in den Raum hinein ragten, eine Jagdtrophäe des ehemaligen Besitzers dieses Schlosses, Gneomar von Natzmer, war.

Dieses Weihnachtsfest verbrachte der nicht mehr in seinem Domizil. Er war in diesem Teil Deutschlands nicht erwünscht und längst in den Westen Deutschlands geflohen. Ich war noch ein kleines Kind und ahnte natürlich nichts davon. Aber es wäre mir sicherlich auch egal gewesen.

Doch der furchteinflößende Elefantenkopf übte eine magische Anziehungskraft auf mich aus. Ich konnte meinen Blick nicht von ihm wenden. Ich drängte mich an meine Oma und übertönte mit meiner schrillen Stimme die Predigt des Pfarrers. Die liebe Oma hatte keine andere Wahl, als mich unter ihren Arm zu klemmen und gemeinsam mit meinen Brüdern nach Hause zu gehen.

Dort wartete bereits der Weihnachtsmann. Es war der Förster, erkennbar an seinen stets geröteten Wangen, der charakteristischen Knollennase, den langen weißen Haaren und dem passenden Bart. Er übernahm diese Aufgabe gerne, denn er brauchte weder Schminke noch Kostüm. Außerdem war es für ihn in der harten Nachkriegszeit ein besonderes Weihnachtsgeschenk, sich wieder einmal richtig satt essen zu können.

Für mich war alles wieder in bester Ordnung. Bis zum Schlafengehen hab ich dann noch mit meinem Geschenk gespielt, einem Pferdestall mit Pferden. Mein Vater hatte dieses „Kunstwerk“ geschnitzt. Später mal erzählte er mir, dass er eigentlich gar nicht so künstlerisch begabt war. Er meinte nur, dass man sich von der Not leiten lassen muss, um so etwas zu erschaffen. Für mich war dieses Spielzeug trotzdem das Schönste meiner Kindheit. Und mindestens ebenso schön war das Sitzen unter dem Weihnachtsbaum. Vater spielte Geige und alle anderen sangen die Weihnachtslieder mit, selbst der Weihnachtsmann, Förster Wodtke.

Die neue Wohnung

Als ich die neue Wohnung betrat, war ich überwältigt. Nach Monaten in zwei kalten und feuchten Räumen kam mir diese wie ein Luxusappartement vor. Die Futterküche im Erdgeschoss war ein echtes Highlight! Hier wurde das Wasser mit einer handbetriebenen Schwengelpumpe aus dem Brunnen geholt. Und die Kochmaschine, der mit Holz und Kohle befeuerte Herd, sorgte neben seiner eigentlichen Funktion auch für wohlige Wärme im Winter. Der Raum war außerdem mit Dämpfer, Rübenschneider, Zentrifuge und anderen bäuerlichen Geräten ausgestattet – einfach interessant für mich!

In dieser Futterküche hing ständig ein herrlich undefinierbarer Geruch, dem ich unbedingt auf den Grund gehen wollte! Möglicherweise war die Ursache dafür, dass hier Futter für die Schweine zubereitet wurde. Unter der Woche kochte Wilhelmine hier auch das Essen für die Familie. Das unterschied sich zwar nicht großartig vom Futter für die Schweine, schmeckte aber dennoch köstlich. Solange es genug Kartoffeln, Rüben und Kohl gab, um den immer vorhandenen Hunger zu stillen, war alles in bester Ordnung.

Mein Vater hatte ein Geheimnis, das er vor mir und meinen Geschwistern verbarg. Während der Nacht hatten wir Kinder keinen Zugang zur Futterküche, denn Vater brannte oft zu dieser Zeit heimlich seinen eigenen Kartoffelschnaps. Auf diese Art und Weise konnte er ein zusätzliches Einkommen für unsere große Familie erwirtschaften.

Wenn in dieser Futterküche die Instrumentalgruppe ihre Probe hatte, rückte er schon mal so eine Flasche heraus. Da kam beim Spiel mit Mandolinen, Gitarre, Akkordeon und Geige echte Stimmung auf, die mich jedes Mal aufs Neue begeisterte. Ich saß dann irgendwo ganz still in einer Ecke und lauschte dem fröhlichen Spiel und Gesang. Diese Musik war einfach fantastisch! Ich kannte bald alle Lieder und am liebsten hätte ich stets mitgesungen.

Die Besuche von Onkel Henry waren noch spannender für mich. Während der regelmäßigen Stromausfälle nutzte er das Kerzenlicht für atemberaubende Schattenspiele, die an den nackten, weißen Kalkwänden der Futterküche perfekt zur Geltung kamen. Dabei führte er komplette Märchen mit bloßen Händen und Knüllpapier auf. Eine bessere Unterhaltung gab es für uns Kinder nicht! An einen Fernseher war noch lange nicht zu denken und ein Radio gab es in unserer Familie auch nicht. Onkel Henry war ein begabter Märchenerzähler und ein talentierter Kunstmaler, Musiker und Sänger. Seine vielfältigen Talente machten ihn zu einem äußerst geschätzten Gast, der uns immer wieder aufs Neue begeisterte!

Ich fand den Weg zum Plumpsklo im neuen Haus einfach genial. Der führte nämlich von der Wohnung im ersten Stock durch das gesamte Haus! Die erste Station auf dem Weg dorthin war diese Futterküche. Hier hatte ich immer Appetit auf eine Kartoffel oder ich biss in eine Futterrübe hinein .

Der Weg zum Plumpsklo führte weiter durch den Stall, in dem sich Pferde, Rinder und Schweine befanden. Für mich als kleinen Kerl war dies ein unglaubliches Erlebnis. Ich habe jede Minute genossen. Die beeindruckenden Bullen und Pferde sowie die kleinen Ferkel bei der riesigen Sau am Ende des Stalls vor dem Plumpsklo - sie alle waren eine Attraktion für mich. Manchmal habe ich das muntere Treiben so lange beobachtet, bis sich ein losgerissener Bulle mir näherte. In diesem Moment hatte sich mein Toilettenbedürfnis bereits erledigt, was durchaus aufregende Momente mit sich brachte.

Einschulung

Mit sechs Jahren wurde ich eingeschult. Aber die Schule war keine wirklich befriedigende Umgebung für mich. Ein Lehrer war

für die gleichzeitige Unterrichtung von dreißig Schülern der ersten vier Klassen verantwortlich. Das zur Verfügung gestellte Schulmaterial war überschaubar. Bis zur zweiten Klasse bestand es hauptsächlich aus einer Fibel, einer Schiefertafel sowie Schieferstiften. Die Schiefertafel konnte ich ohne größeren Aufwand mit einem Schwamm und einem Lappen reinigen, sodass ich Platz für die nächste Aufgabe schuf. Eine Rechenmaschine mit beweglichen Kugeln sowie eine große Schiefertafel waren wesentliche Elemente der Grundausrüstung des Klassenzimmers, um mathematische Rechenoperationen durchzuführen.

Der Religionsunterricht, den ich erleben durfte, hat mich nicht in dem Maße überzeugt, wie ich es mir erhofft hatte. Umso erfreulicher war es für mich, dass er durchaus spannende Momente beinhaltete. So begann der Unterricht regelmäßig mit einer „Treibjagd“, bei der mein Freund Hubertus auf Anweisung des Religionslehrers von uns Kindern eingefangen werden musste. Wenn er eingefangen war, äußerte er sich sehr kritisch über die Religion und zitierte die Meinung seines Vaters, der die Existenz eines liebenden Gottes in Frage stellte.

Diese „Treibjagd“ wurde vom Lehrer bald aufgegeben, wobei dies nicht auf die Überzeugungskraft von Hubertus in Bezug auf den Atheismus zurückzuführen war. Es gab andere Gründe. So kam es zu Unterrichtsstörungen, beispielsweise durch Explosionen von Knallerbsen unter den Beinen des Lehrerstuhls oder durch einen starken Geruch im Klassenraum. Nach dem Religionsunterricht kroch Hubertus unter den Lehrertisch und löste den angeklebten Harzer Käse von der Tischplatte, um ihn anschließend zu verspeisen. Ein Besuch der Eltern führte schließlich dazu, dass Hubertus vom Religionsunterricht befreit wurde.

Außerschulisch hatte ich einen grandiosen Erfolg bei einem Theaterauftritt zum Erntefest. Die Schulkinder der Klassen 1 bis 4 führten das Theaterstück „Die sieben Schwaben“ vor. Ich war Veitli, der Kleinste und somit der siebte Schwabe. Als mein Einsatz nahte, wurden meine Augen immer größer. Ich zitterte am ganzen Körper, hatte Lampenfieber und war total angespannt, weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte. Da fragte mein Bruder, der sechste Schwabe, bereits programmgemäß:

„Was machst du für ein ängstliches Gesicht?“

Da fiel mir die Antwort plötzlich wieder ein und ich sagte mit vor Aufregung schlotternden Knien – auch programmgemäß:

„Da raschelt was im Busch, ganz dicht!“

Ein Zuschauer war völlig aus dem Häuschen und bemerkte begeistert: „Ein echter Profi!“ Mit seinem stürmischen Beifall konnte er sich fast nicht mehr einkriegen. Was er nicht mitbekam, war die kleine, aber feine Verfärbung der Hose in der Po-Gegend – aber wer achtet bei so einer Performance schon auf die Hose?

Nach diesem Erfolg war die Trebendorfer Zeit für mich beendet. Eine Erbschaft hatte meine Eltern dazu bewegt, wieder nach Burg umzusiedeln, dorthin, wo ich bereits die ersten Monate meines Lebens verbracht hatte. Burg kannte ich natürlich nicht. Ich kannte nur Trebendorf mit seinem Schloss, dem angrenzenden Gut, in dessen Siedlung wir wohnten und den Weg zur Schule.

Burg

Es war an einem sonnigen Samstag im Oktober 1952, als der große, aufregende Umzug nach Burg startete! Mein Cousin aus Briesen, ein echtes Organisationstalent, war gerade mal zwölf Jahre alt und übernahm die Aufgabe des Transporteurs mit Bravour! Mit einem Pferdegespann stand er am frühen Vormittag in Trebendorf vor unserem Haus. Er organisierte das Verpacken der Möbel und der anderen Dinge und wollte sich so schnell wie nur möglich auf den Weg begeben.

Während der Pferdewagen mit unseren Habseligkeiten beladen wurde, machte ich eine erstaunliche Entdeckung: In der Küche meines Onkels und meiner Tante, den neuen Wohnungsinhabern, stand ein Radio. Ich war sofort begeistert und wollte unbedingt wissen, wie es funktioniert. Überglücklich brachte ich das Gerät zum Laufen. Das war ein aufregendes Erlebnis für mich, denn ich war erst sieben Jahre alt und hatte noch nie ein Radio gehört. Leider wollte unser Kutscher schon losfahren, als alle Sachen auf dem Pferdewagen verstaut waren. Es war ja nicht viel. Für die ganze Familie war noch genug

Platz auf dem Gefährt. Aber ich hätte gerne noch etwas länger vor dem Radio gesessen, wenn ich nur länger hätte bleiben dürfen.

Für mich war dieser Umzug natürlich eine spannende Sache, fast eine Weltreise. Lange Weile kam nicht auf. Mal sangen wir Kinder Lieder, die wir während der Familienfeiern mitbekamen, dann spielten wir wieder unter der Abdeckplane in dem verstaubten Mobiliar Verstecke.

Auch sonst gab es unterwegs noch so manches zu erleben. Besonders interessant war die Fahrt durch Cottbus. Schon vor Erreichen dieser größeren Stadt mahnte Wilhelmine unseren Vater zur Vorsicht. Sie hatte ihn beauftragt, die Fahrt durch Cottbus zu übernehmen.

„Es sind auch Autos auf der Straße unterwegs, die sind gefährlich“, belehrte sie Vater. „Vor allem am Kaiser-Wilhelm-Platz ist starker Verkehr.“

„Thälmannplatz“, korrigierte Vater schmunzelnd.

Auf die Autos war ich sehr gespannt, denn ich hatte bis dahin selten eines gesehen. Und tatsächlich, am Thälmannplatz entwickelte sich dann doch noch dieses „starke“ Verkehrsaufkommen und sogar eine richtig brenzlige Situation. Ein von rechts kommender DKW reckte seinen Winker links heraus und bog vor unserem Pferdegespann links ab. Es kam beinahe zum Zusammenstoß. Wilhelmine schrie:

„Siehste, ich hab doch gesagt, du sollst aufpassen!“ Und der DKW-Fahrer hielt auch noch an und poltert los:

„Du Dorftrottel, hier gilt rechts vor links!“ Vater ließ sich so etwas nicht von diesem geschniegelten Fatzke sagen und antwortete:

„Ich werde dir gleich eine mit rechts linken, dann weißt du rücksichtsloser Affe, was Recht ist!“

Und als der schwächliche Kraftfahrer Vaters riesengroße Muskeln erblickte, stieg er schnell in sein Auto und brauste mit Begleitung unseres lauten Kinderlachs davon. Wilhelmine hatte sich wieder beruhigt.

Am Spätnachmittag erreichten wir schließlich unser Ziel. Im Vorgarten des Hauses wartete bereits eine ältere Frau auf uns. Sie schien etwas irritiert, als sie die Kinderschar erblickte, denn mit uns sollte sie fortan unter einem Dach leben, unter

dem noch vier weitere Mieter Unterschlupf gefunden hatten. Das hatte sie jedenfalls erzählt. Sie machte einen etwas ratlosen, überrumpelten Eindruck, denn sie wusste offenbar nicht, wie es nun weitergehen würde.

„Heimatvertriebenen Landsleuten helfen wir natürlich“, sagte Wilhelmine. „Irgendwo müssen die ja unterkommen, da bleibt uns keine andere Wahl.“

[Seite 107-113, im Taschenbuchformat]

Jugend ade

Mit dem Fahrrad, gepackt mit Saxophon und Gitarre, machte ich mich an diesem Sonntag auf den Weg zum „Hotel zur Bleiche“ in Burg. Ich ging davon aus, dass es sich um eine ganz normale Tanzveranstaltung handeln würde. In der Bleiche angekommen, fragte ich den Kapellenleiter Gerhard, für wen wir heute spielen würden.

„Für eine Firma aus Lechingen“, antwortete Gerhard.

„Oje“, dachte ich, „für eine Firma, da kommt bestimmt nur älteres Publikum, für mich bestimmt uninteressant“.

Dann grübelte ich: „Lechingen – Lechingen, da habe ich mit meiner Band schon einmal gespielt.“

Und dann tauchte die Gesellschaft auf. Tatsächlich entdeckte ich unter der Gästeschar ein junges Mädchen, das meine Band damals in diesem Lechingen während der Pause so freundlich bedient hatte. „Mit der hatte sich doch damals schon etwas angebahnt, nur musste ich dann mit dem Bus mit nach Hause fahren“, entsann ich mich. „Ein Lichtblick?“

Meine Frage fand ich sofort bestätigt, denn in dem Moment trafen sich meine Blicke mit ihren und es schien wieder einmal zu funken.

„Wie oft habe ich das schon erlebt?“, fragte ich mich, „und dann kam immer etwas dazwischen. Aber bei der hier scheint alles anders zu sein. Ein halbes Jahr ist seit dem Kennenlernen vergangen, und die Dinge sind, wenn überhaupt, nicht so schnell am Laufen. Diese Liebe auf den ersten Blick ging noch nie gut. Das Kennenlernen dieser Lady ist neu – ein gutes Omen? Und die ist so ein ganz anderer Schlag als die anderen alle. Sie ist keine Puppe aus dem Barbieland, sie ist

natürlich, sie ist schön, sie ist schlank, aber sie ist nicht zerbrechlich."

Dieses Mädchen traf nach meinem ersten Eindruck auch genau den Geschmack meiner Eltern. Immerhin war die Kleine eine vom Land. Das sollte zu Hause gut ankommen.

"Hässlich ist die weiß Gott nicht", sagte ich auf der Bühne vor mich hin.

"Wer ist nicht hässlich?", fragte Gerhard und amüsierte sich augenscheinlich über seinen jungen Musikerkollegen.

"Na, die da im Saal."

"Die ist was für dich", sagte Gerhard. "Die ist besser als all deine Verflossenen."

Ich dachte, „das kannst du doch gar nicht wissen, diese hier hast du doch gerade erst einmal gesehen“, und grinste Gerhard an. „Von der kleinen Apothekerin, die sich meinetwegen die Augen ausweinte, weil ich sie beim letzten Tanz nicht beachtete, kannst du schon gar nichts wissen.“

Damit hatten sich meine Gedanken wieder von der Kleinen hier im Saal entfernt. Mit der Apothekerin stand noch das Rendezvous aus. „Zuvor habe ich überhaupt keinen Anlass, mich nach anderen Mädchen umzuschauen“, ermahnte ich mich innerlich. Also machte ich meine Musik mit Gerhard und seinen Leuten und freute mich nur über die von uns erzeugte Atmosphäre.

Im Saal entstand eine prächtige Stimmung bei Walzer, Polka und Rheinländern, und bald grölten alle Gäste im Saal:

"So ein Tag, so wunderschön wie heute"

Der Alkohol floss in Strömen, aber es entwickelte sich auch ein handfester Streit zwischen den angetrunkenen Kollegen. Die

Folge war eine wunderschöne Schlägerei, wie man sie sich besser nicht vorstellen könnte. Bud Spencer und Terence Hill ließen grüßen.

Plötzlich saß ich auf einer Bank im Garten des Hotels, denn die Atmosphäre im Saal war in dieser Stunde nicht



für Musik geeignet. Und wie es der Zufall wollte, saß das mir schon bekannte Mädchen, das sich mit dem Namen „Jana“ vorstellte, neben mir. Beide verließen wir nämlich fluchtartig den Tanzsaal, um aus der Schusslinie der wüsten Prügelei zu gelangen, und so lagen wir uns plötzlich in den Armen.

Als sich der Sturm im Saal und im Hotelgarten legte, war mir klar, dass ich meine Einkäufe in der Apotheke in Vetschau einstellen würde. Ich hatte zwar vermeintlich schon ab und zu die Frau fürs Leben gefunden, aber mit diesem Mädchen, dachte ich mir, könnte vielleicht meine weitere Suche nach der Richtigen ein Ende finden. So beschloss ich an jenem Abend in der Burger Bleiche, mir dieses Wunder der Natur mal genauer zu betrachten, ein folgenschwerer Entschluss.

Hier in Burg blieb nicht mehr viel Zeit dazu. Der Bus Richtung Lechingen startete bald. Die Fortsetzung der Feier war trotz Verbrüderung der Streithähne nach der Schlacht eh nicht mehr möglich. Sämtliches Mobiliar war zerstört, Türen hingen aus den Angeln und Alf, der Kneipier, weigerte sich, auch nur einen einzigen Tropfen auszuschenken. Diese Szenerie stellte den besten Wild-West-Reißer in den Schatten. Das damalige Hotel zur Bleiche wurde nie wieder eröffnet und bald abgerissen.

Am nächsten Tag schrieb ich Jana gleich einen Brief und kündigte meinen Besuch bei ihr an. Sie hatte mich ja eingeladen und da wollte ich auch nichts aufs Spiel setzen und dran bleiben.

So fuhr ich an einem der nächsten Tage mit meinem Diamant-Sportfahrrad über 20 Kilometer Landstraßen und Feldwege nach Lechingen. Es war ein kalter Wintertag, aber mit der Fahrt durch die idyllisch anzusehenden verschneiten Tannen- und Kiefernwälder und den wunderschönen zweitägigen Aufenthalt in Lechingen wurde ich für meine Strapaze belohnt.

Wie im Märchen erschien mir die Zeit bei Jana. Am Morgen des zweiten Tages wachte ich nach einer durchträumten Nacht auf.

Jana, sagte ich, „ich hatte einen wunderschönen Traum und die zwei vergangenen Tage waren für mich auch traumhaft schön. Ich möchte dir gern erzählen, wie ich die Zeit bei dir empfand.“

Jana war neugierig und sagte:

„Lass mich an deinen Träumen teilhaben.“

So ließ ich meinen fantasievollen Erinnerungen freien Lauf und sagte am Ende:

„Ja, Jana, das war mein Traum, ist er nicht märchenhaft?“

Jana lachte und sagte:

„Ja, er ist märchenhaft und vielleicht ist er ja nur der Anfang von einem sich entwickelnden schönen Märchen?“

Schnell vergingen die Stunden. Wir zwei hatten sehr viel Gesprächsbedarf. Einig waren wir uns darüber, dass wir zusammen bleiben wollten.

Solche Einigkeit gab es ja zuhauf in meinem Leben. Etwas ging aber immer schief.

Am frühen Abend schnappte ich mein Diamant-Sport und machte mich auf den Weg ins heimatliche Burg. Neugierige Blicke begleiteten mich, schließlich ging die Nachricht: „Jana hat einen festen Freund, und er hat schon bei ihr geschlafen“, wie ein Lauffeuer durch Lechingen.

Zu Hause angekommen, war Wilhelmines Neugierde groß. Einerseits wollte sie, dass ihr Junge endlich ein festes Verhältnis eingeht, also unter die Haube kommt. Aber eine Lechingerin musste es ihrer Meinung nach nun wirklich nicht sein. Leute aus Burg meinten damals, sie wären etwas Besseres und hielten nicht viel von den Lechingern. Sie wurden als falsch sprechende, prügelnde Hinterwälder gesehen. Man sagte damals auch:

„Hast du eine Frau aus Lechingen, so brauchst du keinen Hund!“

Und die Lechinger Jungen sagten von sich selbst:

„Wir treten unsere Hühner alleine!“, wobei ein „R“ dreifach klang.

Da die meisten Jungen auch große, kräftige, in der Landwirtschaft durchtrainierte Burschen, mit Händen, groß wie Bratpfannen waren, lehrten sie der Konkurrenz oft das Fürchten. So eine Bekanntschaft wünscht eine Mutter ihrem Sohn nicht.

Als ich die märchenhafte Geschichte erzählte und sagte: „Jana wird meine Frau“, sagte sie mahnend:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich nicht etwas Besseres findet.“

Aber ich wollte endlich mit dem Flirten und der Suche nach einer Frau fürs Leben aufhören und schlug die gut gemeinten

Ratschläge meiner Mutter in den Wind. Ich ließ mich nicht mehr von meinen Plänen abbringen. Jana hatte auch keine anderen Vorstellungen, denn Gerhard, der Schlagzeuger der Stern-Combo, hatte gesagt:

„Lina, den kannst nehmen, der ist in Ordnung und noch zu haben!“ Dass er Jana mit Lina ansprach, weil er mit den Namen durcheinander kam, nahmen ihm die frisch Verliebten nicht übel.

Später, als die ganze Sache sich zuspitzte, plagte den guten Gerhard ein schlechtes Gewissen und er warnte: „Nimm lieber keinen Musiker!“ Da war aber das Kind schon im Brunnen und der wandlungsfähige Musikant schien sich als beziehungsfähig zu entpuppen. Und ehe der Brunnen zum ersten Mal geleert wurde, gab es eine riesengroße Hochzeit.